Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 1

Artikel: Fürstlich Iserburgische Hauslehrerin
Autor: Burnand, Christine
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066668

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FÜRSTLICH ISERBURGSCHE HAUSLEHRERIN

Von Christine Burnand

Illustration von Hugo Laubi

Das Schloß mit seinem massiven Mittelturm und seinen zwei gewaltigen Seitenflügeln stand in einem prächtigen Park an einem unserer schönen Schweizer Seen.

Ein livrierter Diener öffnete mir und führte mich in die Halle. Groß und hoch dehnte sich der teppichbelegte Raum. Im Marmorkamin prasselte ein Feuer aus mächtigen Buchenklötzen.

Nach einigen Minuten stand ein großer, schlanker Mann mit ergrauten Schläfen vor mir und lud mich mit einer Verbeugung ein, ihm zu folgen. Es war der Haushofmeister, der nun in seinem schwarzen Fracke würdevoll vor mir her die Treppe hinauf schritt. Der Fuß versank lautlos im tiefen roten Plüsch.

Nach einer richtigen Wanderung über Galerien und lange, hallende Gänge ließ der Haushofmeister mich in einen Empfangssalon eintreten und bat mich, hier auf Ihre Durchlaucht zu warten.

Nur verstohlen schaute ich mich in dem Raum um, der mit Seide und Sammet und tiefen Teppichen ausgestattet war. Dann öffnete sich die Türe, und eine jüngere Dame betrat den Raum, die Fürstin Iserburg.

« Wir brauchen über diesen Winter eine Privatlehrerin für unsere zwei Kinder. Prinz Ezzelin ist im zweiten Schuljahr, Prinzessin Beatrix im ersten. Glauben Sie, daß Sie nach unsern Lehrplänen unterrichten können, so daß die Kinder

dann sofort wieder den Anschluß gewinnen? »

« Freilich, Durchlaucht, ich habe bereits mehr als zwei Jahre nach diesen Lehrplänen gearbeitet, wenn auch mit ältern Schülern. Aber ich würde mich freuen, wenn Durchlaucht meine Zeugnisse ansehen möchten. »

« Könnten Sie wohl übermorgen antreten? »

«Gestatten Durchlaucht noch einige Fragen? »

« Gewiß. »

« Würden Durchlaucht nichts dagegen haben, wenn ich die Kinder beim Vornamen und mit du anreden würde, andernfalls müßte ich verzichten. »

Die Dame besann sich einen Augenblick und schaute auf meine Zeugnisse nieder, die sie immer noch in den Händen hielt. «Doch, das können Sie, wenn Ihnen soviel daran liegt. »

Als ich dann die Gehaltsfrage anschnitt, wies Durchlaucht mich ins Bureau zu der Privatsekretärin.

Das Gehalt war durchaus nicht fürstlich, sondern hielt sich ganz im Rahmen des Üblichen.

Die Privatsekretärin erklärte mir, daß das Haus der Mutter der Fürstin, der Gräfin Hatzfeld, gehöre, die sich das Anwesen noch während des letzten Weltkrieges gekauft und ausgebaut habe, ehe Revolution und Inflation ihre Heimat durchwüteten. Später erfuhr ich ergänzend, daß die Gräfin sehr weitsichtig ihr riesiges Vermögen in Dollars und Schweizerfranken sicher angelegt hatte, solang es früh genug war dazu.

Ihre Tochter hatte den jüngern Bruder des Fürsten Iserburg geheiratet und war so fürstliche Prinzessin geworden mit dem Anspruch auf die Anrede « Durchlaucht ». Die Iserburg waren uralter Adel, der schon zur Zeit der Kreuzzüge eine große Rolle spielte.

Mit sehr gemischten Gefühlen fuhr ich am übernächsten Tage meiner neuen Wirksamkeit entgegen.

Das Zimmer wurde mir im obersten Stocke des Turmes angewiesen, recht fern vom Gästebau, in dem die fürstliche Familie ein ganzes Appartement mit Wohn- und Schlafzimmern und Salons, mit Gäste-, Kinder- und Dienstenbad inne hatte.

Ich mußte mit den Kindern und ihrer Pflegerin im kleinen Speisesaal essen. Damit war ich in eine Zwischensphäre verwiesen, die mir gerade angenehm war. Wenn weiter gar keine Gäste im Hause waren und auch die Frau Gräfin nicht in Haus Riedeck weilte, speiste die Prinzessin gewöhnlich mit uns. Der Diener im schwarzen Fracke rückte mir den Stuhl in die Kniekehlen. Und dann servierte er mit weißen Handschuhen. Wenn er nichts zu tun hatte, stand er steif und mit gänzlich unbewegtem Gesicht an der Wand neben dem Servierwagen; doch seine Augen waren immer wach, nie ließ er auf sich warten. Eine Serviette, die hinunterglitt, ein Besteck, das einem der Kinder zu Boden fiel, wurde von ihm lautlos aufgehoben und ausgewechselt. Auch die Kinder, mit Einschluß des fünfjährigen Viktor, durften sich selbst bedienen, wenn der Diener servierte.

An diesem ersten Abend gab es belegte Brötchen, nämlich Brotschnitten mit Hartwurst, mit Streichwurst, mit Aufschnitt. Die Kinder tranken Milch dazu, wir Erwachsene Tee. Aber auch am nächsten Abend und am übernächsten, an allen Abenden während meines Aufenthaltes in Haus Riedeck, gab es Wurstbrote. Nur der Sonntag brachte geringe Abwechslung. Ich traute meinen Augen nicht. Das war die neuzeitliche Ernährung der Fürstenkinder. Die armen Kleinen! Allerdings wurden diese Brote auf einer silbernen Platte gereicht. Wir aßen von Porzellantellern, die alle das gräfliche Wappen und die neunzackige Krone eingebrannt trugen. Teekanne und Rahmkrug und Zuckerdose waren aus schwerem Silber.

Auch das Mittagsmahl war immer sehr einfach. Fleisch gab es jeden Tag. Oft bestand es zwar aus Geflügel, Taube, Huhn, Ente, Truthahn. Doch dazwischen kamen auch Gerichte aus Restenfleisch

auf den Tisch. Gemüse und Salat waren selten. Nachtisch gab es immer. Alles wurde zweimal gereicht, alles in silbernen Schüsseln. Ich hatte immer genug zu essen und litt doch immer Hunger. Von daheim brachte ich mir jeweils das Handköfferchen halb voll Äpfel mit; aber meine Hungergefühle, die wohl einem Vitaminmangel entsprangen, waren damit oft nicht zu unterdrücken; auch die hilfsbereite Zigarette vermochte das beunruhigende Gefühl « Ich möcht ich weiß nicht was » nicht zu bezwingen. Dazu kam, daß die Frau Gräfin den ganzen Tag Pralinés aß. In ihren Räumen mußten überall gefüllte Dosen bereitstehen. Damit verdarb die alte Dame sich den Appetit gründlich, so daß sie meistens, wenn der Diener die Speisen zum zweitenmal anbot, die Schüssel an sich vorbeigehen ließ. Natürlich durfte dann niemand mehr sich zum zweiten Male bedienen, auch wenn der Hunger noch so gesund war.

Zu meinem Erstaunen durften die Kinder bei Tisch reden. Allerdings wurde streng darauf geachtet, daß sie Erwachsene nicht unterbrachen. Ihre Eßgewohnheiten waren schon so weit entwickelt, daß man sie an jeder erstklassigen Hoteltafel hätte essen lassen können.

« Fräulein Burnand, was befehlen Sie? »

Als die Sterne hoch am Himmel standen, klopfte es an der Türe. Auf mein « Bitte » trat ein Mädchen im gestärkten Rüschenhäubchen ein und begann, das Bett aufzudecken. Erst jetzt sah ich, daß ich unter einer blaßblauen Daunensteppdecke schlafen würde. Das Mädchen erklärte, es sei mir als Zofe für meinen persönlichen Dienst zugeteilt. Es legte mir das Pyjama griff- und schlüpfbereit auf den Stuhl beim Bett. Dann fragte es: « Fräulein Burnand, wann befehlen Sie das Bad? » Als ich sagte: « Bitte, am Morgen um 7 Uhr », vermochte die Zofe ihr Erstaunen nicht ganz zu verbergen, so daß ich ihr lieber erklärte, daß ich nicht schlafen könne, wenn ich abends bade und daß ich mich am Morgen kühl abdusche, um die erschlaffende Wirkung des Bades zu verhindern. Die Zofe sagte dann: « Wann belieben Sie zu Bett zu gehen? » Nun machte ich erstaunte Augen. Ich fühlte mich nicht verpflichtet, über diesen Punkt Auskunft zu geben. Das Mädchen bemerkte mein Zögern und meinte: « Läuten Sie dann bitte einfach; bis um 10 Uhr stehe ich zu Ihrer Verfügung, ich werde dann noch aufräumen. »

Das kam mir sonderbar vor. Wenn ich abends zu Bett ging, war in meinem Zimmer nichts mehr aufzuräumen. Mein Gesicht war jedenfalls nicht verständnisvoller geworden, und die Zofe meinte mit einem beinah spöttischen Zug im Gesicht: « Ich muß doch die Kleider auflesen und zusammenlegen und zum Aufbügeln mitnehmen, was nötig ist! » Erst jetzt begriff ich, und später wurden meine Vermutungen bestätigt: Die Herrschaften ließen ihre Kleider und Wäschestücke einfach zu Boden fallen, und die Zofen hatten alles von den Teppichen aufzulesen. Ich mußte jetzt lachen und sagte:

« Ich danke Ihnen, Franziska, ich habe jedoch nicht die Gewohnheit, meine Hüllen auf den Boden zu streuen. Deshalb müssen Sie auch nicht länger auf mein Klingelzeichen warten. »

« Aber Sie brauchen doch noch warmes Wasser? Und einen Bettkrug wünschen Sie doch sicher auch? »

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Und ich wußte auch, daß Franziska mich geradezu verachtet hätte, wenn ich gar nichts mehr von ihr gewollt hätte. Sie würde auch so noch in der Gesindestube erzählen: «Die Schweizerin ist auch nichts Nobles; sie legt die Kleider selber auf den Stuhl, und den Schreibtisch hatte sie schon abgeräumt, als ich kam; ich hatte nur noch den Aschenbecher zu leeren. Die ist es offenbar gewöhnt, sich selber zu bedienen. Da wollen wir ihr auch keine zu große Ehre antun! »

Am übernächsten Tage schon mußte ich mich dagegen wehren, daß mein Pyjama jeden Tag aufgebügelt wurde. Ich

Photo: Theo Frey
Bauernmädchen in den Freibergen

wußte, wie die Wäsche darunter zu leiden hatte und konnte mir dies nicht leisten. Das war recht für Millionärinnen.

Die Wäschebeschließerin erzählte mir später, daß die Damen ihre Nachtwäsche aus feinster Seide höchstens zwei Nächte trügen, und auch dann nur, wenn sie so aufgebügelt werden konnte, daß ihr keine Spur des Gebrauches anzusehen war. Auch die Wäsche für den Tag wurde so behandelt. An allen Wäschestücken des Hauses und der Herrschaften war kein Stich mit der Maschine genäht, alles war von Hand gearbeitet. Jedes, auch das kleinste Stück, trug die handgestickten Initialen und die neunzackige Krone eingestickt, ob es auch für den geringsten Gebrauch bestimmt war.

Zweierlei Menschen

Am ersten Morgen erwachte ich an einem Klopfen an meiner Türe. Die Zofe trat ein. Sie trug wieder eine blinkende Nickelkanne in der Hand, aus der das Wasser dampfte, und füllte die Schüssel auf meinem Waschtisch, damit ich das Gesicht im Zimmer waschen könne, ehe ich ins Bad stiege. Dann füllte sie mein Glas, spritzte Eau de Bôtot hinein, legte die Zahnbürste quer darüber und drückte Zahnpasta darauf. Neugierig schaute ich ihrem Treiben zu. Dann machte sie sich über meine Strümpfe, die sie von oben her eng aufrollte, so daß ich sie nur über den Fuß hinaufzurollen brauchte. Zum Schlusse sagte sie: « Befehlen Sie noch etwas, Fräulein Burnand? Das Bad ist bereit. »

Nein, ich befahl nichts mehr. Ich wünschte nur, daß diese Dienste in Zukunft unterbleiben sollten. Es war mir zu peinlich, mich von dem Mädchen auf diese Art bedienen zu lassen. Es kam mir wie eine Erniedrigung vor für mich und das Mädchen; ein tiefes Unbehagen hatte mich beschlichen, ich fühlte, daß Menschen einander nicht auf diese Weise bedienen sollten, wenn es sich nicht um Kranke handelte.

Ja, hier war die Bedienung wirklich weit getrieben. Aber es mißfiel mir heftig, daß man kaum mehr für sich war, kaum einen privaten Bezirk hatte, in den die Dienstboten nicht Einblick hatten. Wenn ich bedachte, daß die Zofe mich gefragt hatte, ob sie mich abtrocknen kommen sollte, graute mir.

Wenn ich mein Zimmer auch nur für einen Augenblick verließ, fand ich stets bei meiner Rückkehr den Aschenbecher geleert und alles, was an Heften, Büchern, Briefen daliegen mochte, schön aufgeräumt. Zehnmal am Tage geschah dies; ich bekam dadurch ein unangenehmes Gefühl von ständigem Belauertsein, und es wollte kein Heimatgefühl in mir aufkommen in diesem schönen Zimmer.

Ich sah, wie das Leben der Herrschaften auf diese Weise bis ins Intimste offen vor den Augen der Dienstboten lag, und ich begriff nun manches an Klatsch, was mir ein Rätsel gewesen war. Die Dienstboten trösteten sich gewissermaßen selber damit und rächten sich auch unbewußt, indem sie jede menschliche Schwäche, jede getrübte Beziehung besprachen.

Hatten die Herrschaften nicht dieses gleiche unangenehme Gefühl wie ich? Mit der Zeit fand ich die Antwort auf diese Frage: Für das Empfinden der hohen Herrschaften gab es hinter den unbewegten und undurchdringlichen Gesichtern der Diener keine Personen, sie waren vielmehr eine Art Hausrat oder Haustiere, vor denen man auch keine Hemmungen kennt, weil sie urteilslos und stumm sind. So tat man sich keinen Zwang an vor diesen schweigenden Statisten im Hintergrund — und man hatte wohl auch vergessen, daß es erst wenige Jahre her war, seitdem diese Statisten ihre Stimme erhoben und ihre Erfahrungen herausgeschrien hatten — man hatte wohl vergessen, daß der böhmische Stammsitz der Grafen Hatzfeld in der Revolution zuerst gestürmt worden war.

Die Dienstboten hatten selbstverständlich ihre eigenen Treppen; den Hallenaufgang durften sie nur frühmorgens zu Reinigungszwecken betreten.

Es mögen mindestens zwanzig An-

Photo: Pletscher
Die Bildhauerin

gestellte gewesen sein. Die Höhergestellten unter ihnen schliefen in annehmbaren Kammern im Dachstock; aber die Dienstboten waren zum Teil bergseits im Souterrain untergebracht, wo die Wände feucht und schimmlig waren, zum Teil in kleinen, abgeschrägten Dachkämmerchen, und ich vernahm auch, daß sie nicht satt zu essen bekamen, weil der Oberköchin die Vorräte so knapp zugemessen wurden, daß sie hätte zaubern müssen, um ausreichende und sättigende Mahlzeiten für die Dienstboten zu kochen.

Das Haus enthielt hundert bewohnbare Räume, wovon die sonnigsten oft leer standen, weil sie auf Gäste warteten. Den größten Platz nahm der riesige Festsaal ein, der nur selten gebraucht wurde. Die Wände wurden für den Gebrauch mit Teppichen behängt, die allein eine Million Schweizerfranken wert waren. Sie wurden in eisernen Kisten verwahrt. Alle männlichen Angestellten mußten zu Hilfe gerufen werden, wenn diese Schätze an die Wände gehängt werden sollten. Möbel und Leuchter waren in Stoffhüllen versteckt. Ich sah die Teppiche nicht aufgemacht; während jenes ganzen Winters wurden nur die kleinen Säle benützt, denn der große Festsaal wartete auf kaiserliche und königliche Besuche und besondere Familienanlässe.

Ich erfuhr auch, daß die Entlöhnung der Dienstboten bescheiden war. Doch wäre jede Angabe nur relativ, da die Ernährung nicht ausreichend war. Die Leute mußten also von ihrem Barlohn für Ergänzung sorgen.

Als Franziska mich ein wenig besser kannte, fragte ich sie einmal, warum sie alle denn solchen Dienst behielten?

« Ach, sehen Sie, Fräulein Burnand, mein Vater arbeitet in der Gießerei der Hatzfeld, mein ältester Bruder im Walzwerk, der zweite Bruder ist Gärtner auf ihrem Gute dort, meine Mutter hilft bei der Wäsche, meine Schwester ist Küchenmädchen — was wollen Sie, wir alle würden herausfliegen, wenn eines von uns den Mund aufmachen wollte. Die nehmen sich mit Vorliebe immer Söhne und Töchter älterer Angestellter zu neuen Arbeitskräften. So haben sie alle in der Gewalt. Daran hat die Revolution nichts geändert. Wir können nichts machen, Sie wissen ja, wie es ist mit der Arbeitslosigkeit. »

Ja, das wußte ich, und nun begriff ich vieles, was mir vordem unbegreiflich sein wollte. Diese Leute wurden schon von ihren Eltern immer ermahnt: « Sei auch recht höflich, mache einen schönen Knicks, steh ganz beiseite, wenn du dem Herrn Grafen begegnest! » Das ging ihnen in Fleisch und Blut über und würde mehr als eine Generation brauchen, um auch nur äußerlich ausgerottet zu werden, viel länger aber, bis die innere servile Haltung verschwinden würde.

Diesen Menschen war der Stolz seit Jahrhunderten zerbrochen, seit Jahrhunderten standen sie unter Druck, und weil sie um ihre Existenz hart kämpfen mußten, überboten sie einander noch mit Unterwürfigkeiten. Damit aber verdarben sie selber auch wieder die Machthaber, die für jede Laune und jeden Wunsch, für jede Behandlung einen Rücken fanden, der sich darbot, bis dann wieder einmal in einer Welle der äußersten Erbitterung die Dämme und Hemmungen weggefegt wurden und das Unterdrückte mit Vergeltungstrieb gepaart hervorbrach.

So waren sie gegenseitig aneinander schuldig geworden, die Unterdrücker und die Unterdrückten. Demokratische Gesinnung und Haltung konnte weder von oben noch von unten rasch erworben werden; sie war das Ergebnis einer sorgsam gehüteten und gepflegten Tradition, die im Volkscharakter wurzelte.

Der Handkuß

Die Prinzessin gab sich durchaus nicht zu aristokratisch, im Gegenteil. Ich persönlich hatte eine Ausnahmestellung. Jedenfalls hatte Ihre Durchlaucht an meiner ganzen Haltung deutlich abgelesen, daß ich eher meine Stellung aufgegeben hätte, als mich einer Demütigung auszusetzen, die mir gegen die Menschenwürde ging. Ich hatte dies bei der Ankunft ihrer Frau

GUT GEMEINT, ABER GEDANKENLOS

Wenn die Städter den armen Bergbauern alte Grammophonplatten mit «Puppchen, du bist mein Augenstern» und abgelegte Kleider schenken, so ist das sicher gut gemeint. Das sind aber zweischneidige Geschenke. Sie bringen die Empfänger um ihre Würde. Bergbauernkinder sehen in diesen abgelegten Effekten von städtischen Herrschaften elender und proletarischer aus, als in noch so alten und geflickten eignen Kleidern.

Mutter, der Gräfin Hatzfeld, recht gröblich bewiesen.

Als ich meinen Dienst in Haus Riedeck antrat, war sie verreist. Ich hatte schon etliche Wochen unterrichtet und mich mit den Kindern recht gut zurechtgefunden, als «Oma» zurückkehrte. Als sie in ihrem großen schwarzen Auto vorfuhr, standen wir in zwei Reihen in der Halle zu ihrem Empfang bereit. Der Chauffeur öffnete mit rechtwinkliger Verbeugung den Wagenschlag, der Haushofmeister stand unter der geöffneten Haustüre, während ein Lakai mit gekrümmtem Rücken die Türe offen hielt. Alles Personal stand zum Spalier gereiht da. Die alte Dame durchschritt huldvoll nach beiden Seiten nickend die Gasse. Als sie bei mir anlangte, tat sie einen fragenden Blick, und ich wurde ihr vorgestellt. Nun streckte sie mir ihre Hand entgegen, und als ich sie ergriffen hatte, hob sie sie ein wenig. Ich verstand und war schon dabei, mich über diese Hand zu beugen, um wenigstens den äußern Schein des Handkusses zu wahren, indem ich meinen eigenen Daumen küßte; denn immerhin handelte es sich um eine alte Dame. Doch in diesem Augenblick wurde mir bewußt, daß die Gräfin immer noch ihren schwarzledernen Reisehandschuh an der Hand trug. Da ließ ich die Hand sinken, richtete mich steif auf und schaute der Dame ins Gesicht. Das war mir zuviel, da konnte ich auch den äußern Schein nicht mehr wahren. Aber das Personal hatte der Szene beigewohnt, und Frau

Gräfin verzieh mir nie. Ich begriff es. Wahrscheinlich würde sie mich sogleich aus dem Hause gewiesen haben, wenn ich nicht schon eingearbeitet gewesen wäre.

Der Prinz und die Prinzessin

An den Kindern hatte ich Freude. Prinzessin Beatrix war ein reizendes kleines Mädchen.

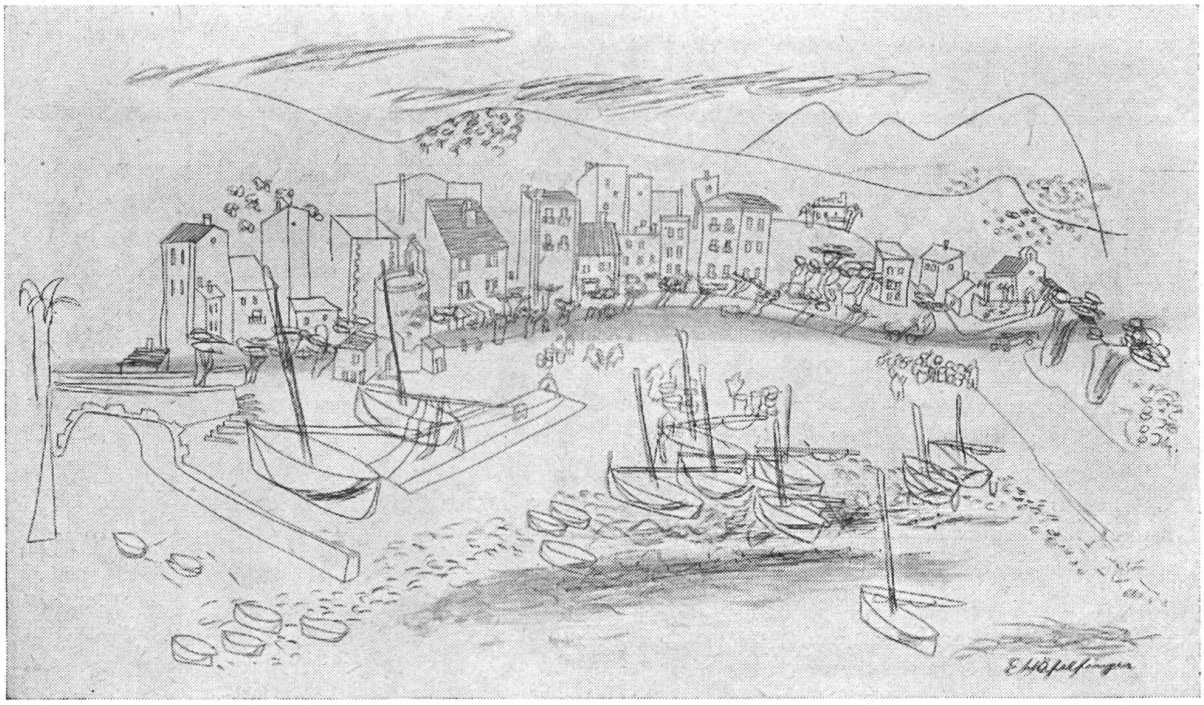
Ezzelin hatte ein kleines, scheues Altmännergesichtchen mit altklugem, fast ein wenig verbittertem Zug um den schmalen Mund. Jedes zweite Wort am Anfang meiner Tätigkeit war: «Das kann ich doch nicht!» Was ich ihm auch für eine Aufgabe stellen mochte, stets war die Antwort die gleiche. Dabei lernte er gut und leicht. Aber er hatte keine Spur Selbstvertrauen. Es stimmte schon: « Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren. »

Zu meiner großen Freude sagte er seinen Spruch bald immer seltener. Er war so einfach zu heilen! Ich brauchte ihn nur sachlich zu loben, wenn er seine Sache gut gemacht hatte, was ja meistens zutraf; dann glänzte das Altmännergesichtchen glücklich auf, und wenn es zu tadeln gab, tat ich es, indem ich zuerst das Lobenswerte hervorhob.

Die Angestellten fragten mich: « Fräulein Burnand, was haben Sie mit Ezzelin gemacht? Er ist so ganz anders, und wenn er Sie von weitem kommen sieht, strahlt er ja! » Ich fragte ganz erstaunt: « Warum, was sollte denn anderes mit ihm sein? » Und da erfuhr ich, daß Ezzelin ein ganz lästiger Aufpasser und Angeber sei, dem die Angestellten nach besten Kräften aus dem Wege gingen. Ach, das konnte ich verstehen — « Fürsten sind Menschen » — der Knabe hatte sich Anerkennung verschaffen wollen und auch ein gewisses Machtgefühl gern gekostet. Wenn es ihm auf anderem Wege bisher nicht geglückt war, hatte er es eben so versucht.

Die Spitzen der Gesellschaft

Meist waren Gäste im Hause, bis zu fünfzig Personen. Es waren Bekannte und



E. Häfelfinger — Federzeichnung

Verwandte aus Kreisen des Industrieadels, oft mit neuerem Adelstitel, aber großem Vermögen, manche aber auch aus der hohen Aristokratie. Alter Adel und große Vermögen vermischten sich da und dort, Fäden der Verwandtschaft knüpften sich, man nahm es nicht mehr so scharf, wenn man auch unter sich noch so exklusiv urteilen mochte und die alten Standesvorurteile im Herzen immer noch hochhielt.

Bekannte Namen, die auf unzähligen industriellen Erzeugnissen in alle Welt gingen, tauchten auf, aber auch Namen, die über ihren Wappen den Fürstenhut oder die neunzackige Krone trugen.

Bürgerliche sah ich nie und hörte sie nie erwähnen, Schweizer ebensowenig. Ich wüßte keinen Landsmann, der im Hause verkehrt hätte. Es war ein Ableger des fremden Staates im kleinen.

Fast immer wurde ich den Gästen vorgeführt. Meist begann die Unterhaltung mit Komplimenten über die Schönheiten meines Heimatlandes. Es schien mir oft, für diese Menschen sei die Schweiz einfach ein gutes und sicheres Riesenhotel in schönster Landschaft. Mit Schweizern kamen sie kaum in Berührung, außer bei Einkäufen, in Hotels und Restaurants. Doch da bewirkte natürlich ihre Stellung beflissensten Dienst am Kunden. Wo sie nicht mit ihrem Titel bekannt waren, hieß es: « Adieu die Dame » — dies war wenig geeignet, sie mit dem angestammten Schweizertum bekannt zu machen.

Ich nehme an, daß ihnen allen besser gedient war, wenn die Schweiz politisch unabhängig blieb. Ihre Millionen blieben so im sichern Hafen. Im übrigen traf ich keinen aristokratischen Ausländer, der überhaupt begriffen hätte, was Demokratie ist. Wenn man sich als Demokrat bezeichnete, fielen sie alle beinah in Ohnmacht; das war für sie gleichbedeutend mit Anarchist. Sie sahen sich im Geiste bereits gemordet!

Die Damen ließen sich das Frühstück ans Bett bringen. Sie erhoben sich spät. Dann gab es wohl Beratungen mit der Hausdame, welche eine verarmte Exzellenz war, und mit höhern Angestellten über Dienstboten, Anschaffungen; das Menu wurde von der Chefköchin vorgelegt, die Gouvernante erstattete Bericht über die Gebiete, die ihr unterstellt waren. Dann saßen die Gäste beisammen, strickten für Wohltätigkeitszwecke und plauderten.

Zu bestimmten Stunden des Tages wurden die Kinder vorgeführt, die sich zuvor umziehen mußten. Beatrix trug dann immer seidene Hängerchen, weiße Strümpfe und Lackschuhe, ihr Bruder war in seidene Blusenhemden mit schwarzen Schlipsen gekleidet und trug eng anliegende, schwarze Seidenhöschen, die an den Seiten geschnürt wurden, damit sie ohne Träger gut saßen. Auch er hatte Lackschuhe an, aber weiße Socken.

Wenn solche Stunden vorbei waren, bettelten die Kinder: « Nicht wahr, nun dürfen wir toben? » Und sie, die nie ohne die Pflegerin ins Freie durften, die sich nie tummeln konnten mit andern Kindern, sondern brav spazieren mußten, haschten sich dann im obern Flur des Gästebaues und trieben Unfug, der harmlos genug war. Er bestand darin, auf dem Flurboden, von dem der Teppich zuvor aufgerollt wurde, zu schliddern. Ja, das war ihr « Toben » ! Und sie freuten sich an diesem bescheidenen Kindsein, und es gab keine härtere Strafe für sie als das Verbot des « Tobens ».

Arme Reiche

Diese Kinder zumindest hatten nichts davon, Prinzen zu heißen. Ihre Wurstbrote schmeckten ihnen nicht besser von den silbernen Platten als andern Kindern Grießbrei aus irdener Schüssel. Freiheit und Umgang mit ihresgleichen hatten sie weniger als andere. Ja, sie hatten zu Hause ein Pony und wohl noch vielerlei teures Spielzeug; dafür entbehrten sie den ungezwungenen Verkehr mit den Eltern, da sie an bestimmte Tagesstunden gebunden waren; sie durften Unzähliges nicht tun, weil es sich nicht schickte für sie,

und das Spielzeug verlor seinen Reiz, ob es nun teuer oder billig war, wenn man sich daran gewöhnt hatte. Was nützte das Pony? Ezzelin erzählte, wie er sich zuerst gefürchtet habe und doch habe reiten lernen müssen. Und so wird er einst fechten lernen und noch vieles andere — weil es seinem Stande zukommt.

Und die Erwachsenen? Waren sie glücklicher als andere Sterbliche? Wer etwas von ihren Schicksalen erfuhr, konnte es nicht finden; da gab es Tragödien und heimliche Tränen genug, Mißtrauen, Verlassenheit, verbotene Leidenschaft, wie überall unter Menschen — nur vergifteter vielleicht noch, weil sie peinlich den äußern Schein wahren mußten, wenn dahinter das Herz brechen wollte. Es wurde viel geklatscht auf den Dienertreppen, die die Herrschaft nicht betrat; die Zimmermädchen wußten mancherlei, was sie einander zuflüsterten. Ja, diese Menschen lebten in einer schönen Umgebung, sie hatten das Edelste vom Schönen um sich, sie trugen die feinste Wäsche, sie kauften das Teuerste. Trotzdem jammerte die Gräfin Hatzfeld; denn ihre Einkünfte wollten manchmal nicht ausreichen, den gewohnten Aufwand zu bestreiten. Was nur so ein Haus verschlang, was die Dienstbotenscharen verbrauchten, was allein an Wasch- und Putzmitteln verwendet wurde, was der Ersatz benötigte! Dazu kamen die unendlich vielen Gäste, mit Kindern oft, immer aber mit Dienerschaft, meist mit Auto und Chauffeur! Und man war seinem Stande schuldig, in diesem und jenem feudalen Kurort gewesen zu sein, in ersten Hotels selbstverständlich. — Freude? Man mußte! Immer mußten diese Aristrokraten. Über ihnen standen tausend Muß, wie über uns, selbst das Vergnügen, Einladungen, Besuche, Briefe, Reisen waren ein Müssen. Unbeschränkte Geldmittel hatten sie durchaus nicht zur Verfügung, denn ihre Gelder waren angelegt.

Der Aufwand verschlang Unsummen. Er stand durchaus im Verhältnis zum Besitz, wie bei uns kleinen Leuten; denn der Aufwand kann immer noch gesteigert werden, so daß man mindestens Milliardär sein müßte, um die Einkünfte nicht aufbrauchen zu können. Vielleicht werden auch diese damit fertig? Ich weiß es nicht. Ich sah nur, daß das Glück eher einzufangen ist, wenn man wenig bedarf, als wenn man viel hat.

* * *

Als die Märzenglöcklein sich an der Halde sonnten und der Duft des Seidelbastes die Wälder durchzog, fragte mich die Prinzessin Iserburg, ob ich nicht mitkommen wolle, wenn sie jetzt dann heimkehre. Die Leistungen der Kinder und insbesondere die Entwicklung Ezzelins ließen sie diesen Wunsch aussprechen.

Ich mußte mich nicht lang besinnen. Ich wußte, daß alle die Freiheiten, die ich als Schweizerin auf Schweizerboden genossen hatte, augenblicklich dahin sein würden und sein müßten, sobald wir auf den Gütern der Iserburg anlangen würden. Ich hätte mich als einzige Schweizerin den geltenden Sitten mehr oder weniger fügen müssen und wäre unzähligen, wenn auch unwissentlichen und ungewollten Demütigungen ausgesetzt gewesen. Der kleine Ezzelin würde bald genug zum Bewußtsein seiner sozialen Stellung gelangen; dann würden seine Minderwertigkeitsgefühle sich hinter sein Herrentum flüchten. Da konnte ich nichts davon und nichts dazu tun. Je älter und reifer die Kinder geworden wären, um so schwieriger würde sich das Verhältnis meiner angestammten und anerzogenen demokratischen Gesinnung zu ihrem Aristokratentum gestalten. Ich aber konnte und wollte meine Gesinnung und Haltung nicht verleugnen.

So schied ich denn von meinen kleinen Schülern, bei denen es Abschiedstränen gab.

Als ich zehn Tage später mit siebzig Schweizer Bauern- und Bürgerkindern Schule hatte, reute mich der Tausch nicht.